Christina von Braun

Geist, Geld und Genealogie. Reproduktion und väterliche Blutslinie

Fragen von Verwandtschaft und Genealogie stehen im Fokus der modernen Gesellschaften und ihrer Geschlechterordnungen. In den westlichen Ländern, die lange unter dem Einfluss der christlichen Religion standen, bevor sie ihre moderne säkulare Form annahmen, lösen sich mit dem Wandel des strikt binären Regelwerks, das lange über die Rollen der Geschlechter bestimmte, auch die traditionellen Familienstrukturen auf. Davon zeugen nicht nur zahlreiche alleinerziehende Eltern oder die sogenannten ›Patchworkfamilien‹, die leibliche wie soziale Verwandtschaftsformen umfassen, sondern auch die gleichgeschlechtliche Ehe und die zahlreichen Möglichkeiten, die Begriffe ›Vater‹ und ›Mutter‹ zu fassen: Neben den sozialen Eltern gibt es die Samenspende, Eizellspenderinnen, Tragemütter usw. Um diese Entwicklung zu verstehen, bietet es sich an, einen Blick zurück zu werfen und sich zu fragen: Was waren eigentlich die Vorläufer dieser Entwicklung? Und warum – oder vor welchem Hintergrund – ändern sich gerade heute so viele Selbstverständlichkeiten, die noch vor wenigen Jahrzehnten als ›naturbedingt‹ galten? Bei einer solchen Betrachtung wird im Allgemeinen der Wandel der Frauenrolle fokussiert. Viel grundsätzlicher war jedoch die Änderung, die der Begriff ›Vater‹ erfuhr – und da er die Basis für die Rolle des Mannes war, kann man sich die Frage stellen: Worauf beruhte eigentlich die Macht dieses ›Vaters‹? Rückblickend ist zu erkennen, dass ›der Vater‹ nie eine biologische Kategorie darstellte, sondern (notwendigerweise) geistig gedacht wurde. Die folgenden Darstellungen basieren auf den Ergebnissen einer Studie, in der die vielen Facetten dieser Entwicklungen ausführlicher dargestellt werden (von Braun 2018).

Das Dilemma der Patrilinearität

Claude Lévi-Strauss hat die Grammatik der Verwandtschaftsverhältnisse mit der Sprache verglichen. »Die ›Verwandtschaftssysteme‹ werden wie die ›phonologischen Systeme‹ durch den Geist auf der Stufe des unbewußten

Denkens gebildet. [...] Die Verwandtschafterscheinungen sind in einer *anderen Ordnung der Wirklichkeit* Phänomene vom *gleichen Typus* wie die sprachlichen« (Levi-Strauss 1958, 46; Hervorhebungen im Original). Entgegen unseren Annahmen über die Universalität der Idee der ›Blutsverwandtschaft‹ ist Verwandtschaft in erster Linie eine soziale Kategorie, die wiederum eng mit den Kommunikationstechniken zusammenhängt. Wenn aber Verwandtschaft der Sprache ähnelt, so kann es nicht erstaunen, dass sich mit der Entwicklung phonetischer Schriftsysteme – das sind Systeme, die nicht Objekte oder Ideen ›abbilden‹, sondern die Laute des Sprechens in visuelle Zeichen überführen – auch die Idee der Verwandtschaft an der geschriebenen Sprache zu orientieren begann. Tatsächlich ist zu beobachten, dass sich die Idee einer vom *Vater* bestimmten Genealogie mit den Schriftsystemen ausbreitete. Diese wiederum wurden begleitet von der Entstehung von Kosmogonien, in deren Mittelpunkt männliche Gottheiten standen. Die patrilineare Genealogie stellt eine Übertragung dieser symbolischen Geschlechterordnung auf die weltliche Ebene dar. Oder andersherum: Weil sich neue soziale Geschlechterverhältnisse entwickelten, wurden die Gottheiten diesen angepasst und durch sie legitimiert. Warum sich die Verschriftung der gesprochenen Sprache ausgerechnet auf die Entwicklung von Vaterlinien auswirkte, ist nicht schwer zu verstehen: Da die Vaterschaft bis ins späte 20. Jahrhundert nicht nachweisbar war, bot diese Genealogie, anders als eine Mutterlinie, die ideale Vorlage für die Entwicklung einer ›geistigen‹ Abstammungsart, die sich einerseits gegen die Natur absetzte und andererseits der Schrift entsprach.

Bücher und Texte reproduzieren sich in weiteren Büchern und Texten; auch die Vermehrungsart des Geldes (ebenfalls ein Schriftsystem) besteht in der Generierung zusätzlichen Geldes. Anders als die menschliche Fortpflanzung können die Zeichen des Geldes nur sich selbst reproduzieren. »Die so entstehende Kette von Zahlungen ist selbstreferentiell geschlossen: Zahlungen schließen immer nur an Zahlungen an« (Hutter 1998, 334). Eine solche Kette bildet sich durch das Kreditsystem, durch das ein »Sog zur Fortsetzung der Zahlungsketten« (Hutter 1998, 344) entsteht. Die Reproduktion des Geldes beruht also auf einem Mechanismus, der der biologischen Generation ähnelt und doch ganz anders ist: Während bei der biologischen Fortpflanzung zwei *unterschiedliche* Partner zusammenkommen, sind bei der Paarung von Zeichen die Unterschiede zwischen ihnen nicht gegeben, sondern werden – in der Rollenverteilung zwischen Kreditgeber und Kreditnehmer – hergestellt.

Das monetäre Konzept der Reproduktion wirkte schon seit der Antike auf die Idee der patrilinearen Fortpflanzung zurück. Aristoteles, der in

einer Zeit lebte, in der sich die Geldwirtschaft endgültig etablierte, lehnte Zinsen mit der Begründung ab, dass die Fortpflanzung eines unorganischen Stoffes widernatürlich sei: »Daher hat der ›Zins‹ (*tokos*) auch seinen Namen bekommen. Ähnlich ist nämlich das Geborene selber dem Gebärenden, so bedeutet Zins Geld vom Geld. Demnach ist diese Art des Kapitalerwerbs die, die am meisten der Natur zuwiderläuft« (Aristoteles, Politik, 1258 b 5). Dennoch dachte Aristoteles die menschliche Reproduktion in ganz ähnlichen Kategorien wie die monetäre – eine Analogie, die schon seine Verwendung des Begriffs *tokos* nahelegt: Der Begriff bedeutet Sprössling und bezeichnet sowohl Kind, Geburt, Junges als auch Zins; das Wort leitet sich ab von einer Wurzel für »erzeugen«. Die in der *Nikomachischen Ethik* beschriebene Fortpflanzung erinnert an die selbstreferentielle Vermehrungsart des Geldes. »Die Eltern lieben also die Kinder wie sich selbst (denn was von ihnen stammt, ist wie ein anderes sie selbst durch die Trennung), die Kinder die Eltern, weil sie von ihnen stammen. Denn die Gleichheit jenen gegenüber macht sie auch untereinander gleich. Und so spricht man von ›demselben Blut‹, ›derselben Wurzel‹ und dergleichen. Sie sind auch gewissermaßen dasselbe, nur in getrennten Wesen« (Aristoteles 1991, 300). In der natürlichen Fortpflanzung paaren sich zwei *Verschiedene*, wodurch ein Drittes entsteht, das mit den Eltern *nicht* identisch ist. Bei Aristoteles dagegen wird die Fortpflanzung als Kopie und Wiederholung desselben gedacht, wie bei der Vermehrung der Geldzeichen.

Zugleich schuf Aristoteles eine Zeugungstheorie, die die Geistigkeit dieser Genealogie hervorhob. In seiner Schrift *Die Zeugung der Geschöpfe* heißt es, dass der männliche Samen »von oben her« komme. Er sei zwar nicht die Seele, aber er sei »beseelt« durch »eine von außen eingedrungene Vernunft«, die einen immateriellen »Urstoff des Himmelskörpers« darstelle und göttlich sei. Die Tatsache, dass Frauen überhaupt geboren werden, führte Aristoteles darauf zurück, dass sich der »beseelte Same« in vielen Fällen nicht ausreichend gegen die »Materie«, also das Irdische, durchsetzen könne und der Lebensquell »sich geschlagen geben muß, bevor er die Entwicklung bis zur eigenen Art fördern« kann (Aristoteles 1959, 71 f., vgl. auch 87 f., 81 f., 66 f.). Weil Aristoteles den Samen als weitgehend transzendent und substanzlos dachte, ging er auch davon aus, dass dieser – anders als andere liquide Stoffe – nicht gefrieren könne, sondern bei der Berührung mit Luft evaporiere (Sissa 1989).

Neben solchen Bemühungen, die geistige Genealogie zu »biologisieren«, gab es in der Antike durchaus auch Mediziner, die sich der Beteiligung der Frauen am Zeugungsakt bewusst waren: Die Hippokratiker, wie später auch Galenus, sprachen von männlichem und weiblichem »Samen«. Doch

im Recht dominierte das aristotelische Modell. Das Gesetz kannte nur eine Genealogie: die männliche. Ein neugeborener Junge, für den das attische Bürgerrecht beantragt wurde, wies die Abstammung von zwei athensischen Eltern nach, indem der Name und der Herkunftsort seines Vaters sowie seines mütterlichen Großvaters dokumentiert wurden. Im Stammbaum, in den Archiven wurden die Mütter nicht erwähnt. Zugleich sah das attische Gesetz jedoch vor, dass Halbgeschwister väterlicherseits heiraten durften, mütterlicherseits dagegen nicht. Das heißt, die – nachweisbare – Abstammung von der Mutter galt als Blutsverwandtschaft, aber die *nicht* nachweisbare zum Vater dominierte über die Genealogie.

Weil es sich um geistige Linien handelt, fällt es patrilinear organisierten Gesellschaften leichter, »genealogische Fiktionen« zu entwickeln, die zum Beispiel Alexander dem Großen eine göttliche Herkunft attestieren oder die Deszendenz Christi (über 78 Generationen) vom Thron Davids behaupten. Gelegentlich bewirkt die Patrilinearität auch »genealogische Amnesien« im Interesse einer Legitimierung gegenwärtiger Machtstrukturen. Die Unsicherheit der Vaterschaft ist auch der Hauptgrund für die Tendenz patrilinearere Gesellschaften zu einer »Idealisierung der Manneskraft«. Das bedeutet in einem Satz: Das Patriarchat (im Sinne einer Bevormundung der Frau und im Sinne einer Hierarchie der Geschlechter) verdankt sich vor allem der *Unbeweisbarkeit* der Vaterschaft. Man beginnt zu ahnen, was für einen Einschnitt das Jahr 1984 mit sich brachte, als es – dank des genetischen Fingerabdrucks – zum ersten Mal in der Menschheitsgeschichte zum sicheren Vaterschaftsnachweis kam.

Eine leibliche Definition von Verwandtschaft erscheint plausibel, wenn sie sich auf die mütterliche Herkunft bezieht. Bei der weit überwiegenden Zahl der Kinder weiß man, wer die Mutter ist. Die Nachweisbarkeit der Mutterschaft gilt als einer der Hauptgründe dafür, dass die Rabbiner nach der zweiten Zerstörung des Tempels von Jerusalem (im Jahr 70 u. Z.) beschlossen, im Judentum eine mütterliche Abstammungslinie einzuführen. Im Laufe des 2. Jahrhunderts wurde festgelegt, dass Jude ist, wer eine Jüdin zur Mutter hat. Die damals beginnende Existenz in der Diaspora schuf für die jüdische Gemeinschaft eine neue Art des Zusammenhalts. Neben dem »portativen Vaterland«, wie Heinrich Heine die Thora nennen sollte, entstand ein »reisefähiges Mutterland«. Für das Judentum der Extraterritorialität ersetzte der mütterliche Körper den verloren gegangenen Heimatboden.

Die Griechen und Römer wie auch das biblische Judentum hatten kein Problem damit, Vaterschaft als geistiges Band von Vater zu Sohn zu denken oder dieses in juristischen Kategorien zu definieren. *Pater semper*

incertus est (der Vater ist immer unsicher) besagte das Römische Recht. Jede Vaterschaft beruhte auf einer Vorannahme oder Vermutung, die erst mit der gesetzlichen Anerkennung in eine (nur schriftlich gesicherte) ›Tatsache‹ überführt wurde. Das Prinzip der geistigen Genealogie hatte zur Folge, dass ein römischer Vater mit seinem adoptierten Sohn enger verwandt war als mit den leiblichen Kindern, die er mit einer Unfreien gezeugt hatte. Dennoch bezeichneten die Römer den Familienverband als *consanguinitas* (wörtlich Blutsgemeinschaft). Damit konnte aber nur ein symbolisches Blut gemeint sein, und tatsächlich umfasste dieses auch alle adoptierten Kinder. Gerade an der häufig praktizierten Adoption ist zu erkennen, dass der römische Begriff der *consanguinitas* alles Mögliche, nur nicht Blutsverwandtschaft und leibliche Vaterschaft meinte. Später bezog sich der Begriff auch auf die Mitglieder eines Staates, einer Gemeinschaft, einer Klasse (eine Bedeutung, die vom Nationalismus des 19. Jahrhunderts mit seinen impliziten und oft auch expliziten Vorstellungen einer kollektiven ›Blutsgemeinschaft‹ wiederbelebt wurde).

Das Christentum erbt einerseits die Patrilinearität von Griechenland und Rom, sah sich andererseits aber auch in der Nachfolge der hebräischen Bibel. Es befand sich von Anfang an in Konkurrenz zu dem sich zeitgleich entwickelnden neuen, rabbinischen Judentum. Die Kirche erhob Anspruch auf die Nachfolge des Judentums: Sie reklamierte nicht nur den Heiligen Text, sondern auch den jüdischen Thron für sich. Der Anspruch bezog sich zunächst auf Christus, dann auf die christlichen Könige. Auf der Reichskrone aus dem 10. Jahrhundert sind insgesamt vier Abbildungen zu sehen. Außer Christus sind ausschließlich Gestalten des Alten Testaments abgebildet: Salomon, David und König Ezechias mit dem Propheten Jesaja. Doch indem das Judentum durch den Wechsel von der väterlichen zur mütterlichen Linie für sich selbst eine höhere Abstammungsevidenz etabliert hatte, geriet die (unsichere) geistige Genealogie des Christentums unter Zugzwang: Es war nun seinerseits bestrebt, die männlich-geistige Linie, die sich noch im theologischen Konzept eines von Gott über den Heiligen Geist gezeugten ›eingeborenen Sohnes‹ fand, durch das Blut zu authentifizieren.

Die christliche ›Blutslinie‹

Als einzige Religion der Welt, kennt das Christentum zwei Arten des Blutes: ein ›höheres‹, geistiges Blut, das Heilscharakter hat und dem Gläubigen (beim Heiligen Abendmahl) ewiges Leben versprach, und ein ›min-

derwertiges« Blut, das den normalen Sterblichen auszeichnete. Diesem vergänglichen Blut wurde unter anderem die Sexualität zugeordnet. Als sich die sexuell übertragene Syphilis Ende des 15. Jahrhunderts über das christliche Europa epidemisch ausbreitete (Columbus hatte sie aus Lateinamerika mitgebracht), hieß sie sofort die Krankheit des »Bösen Bluts« (von Braun 1994).

Mit der Etablierung der Kirche und ihres Regelwerks erfuhr diese Hierarchie des Blutes eine Übertragung auf die menschliche Gesellschaft. Das zeigte sich zunächst an der Definition des Königtums, die Ernst Kantorowicz (1990) in seiner Studie *Die zwei Körper des Königs* beschrieben hat. Auf dem Konzil von Calcedon im Jahr 451 war festgehalten worden, dass Christus eine Person mit »zwei Naturen« sei – einer menschlichen und einer göttlichen –, die in seiner Gestalt eine »unvermischte« Form annahm. (Die Unterteilung entsprach wiederum den beiden Arten des Blutes). Ähnlich, so die mittelalterlichen Kronjuristen, habe auch der König zwei Körper: einen unsterblichen als Regent (*body politic*) und einen sterblichen wie jeder Mensch (*body natural*). Solange der König sein Amt ausübte, verlieh der *body politic* (das Korrelat zum göttlichen Leib Christi) dem natürlichen Körper Unsterblichkeit. Starb der König, so ging der unsterbliche Körper auf seinen Nachfolger über: Eine spirituellere Form von Genealogie ist kaum denkbar. Aber – hier zeigten die Juristen ihre säkulare Kompetenz – schon bald galt diese Erblinie nur dann, wenn sie sich mit der leiblichen Fortpflanzung verband: Ab 1270 wurde in England und ab 1272 in Frankreich die Thronfolge als Geburtsrecht des ältesten Sohnes anerkannt. Die sakrale Blutslinie des Thrones verband sich so mit einer irdischen Genealogie.

Vom Königtum ging die sakralisierte »Blutslinie« allmählich auf den gesamten Adel über. Hatte die Krone zunächst noch Adelstitel verliehen, um Verdienste zu würdigen, so war nun zunehmend vom »edlen Samen« oder dem »guten Blut« die Rede, die von Vater zu Sohn weitergeben wurden. Das königliche Blut war durch die Spiritualität Christi aufgewertet worden; doch beim Adel verselbständigte sich das »blaue Blut« als materielle Substanz, die eine spezifische Klasse und deren Privilegien kennzeichnete. Aus dem »höheren Blut« der Passionsgeschichte war so ein soziales Distinktionsmerkmal geworden. Dieses sollte die Struktur der Feudalgesellschaft über viele Jahrhunderte prägen und fand schließlich auch Eingang ins Denken des Bürgertums: Man denke nur an die Industrie- und Finanzdynastien des 19. und 20. Jahrhunderts (Landes 2006).

Allerdings fehlte dieser »Blutslinie« weiterhin die Evidenz. Wie schon in der Antike mussten auch in der christlichen Gesellschaft Texte – Verträge,

Stammbäume, archivierte Dokumente – dafür erhalten. Sie »verifizierten« die Verwandtschaftsketten, Gesetze bestimmten über Erbbregeln, sorgfältig aufbewahrte Akten gaben Aufschluss über erbliche Ämter. Diese Schriftzeugnisse wurden verstärkt durch Eigentum, vor allem Grundbesitz, das zunehmend in männlicher Linie weitervererbt wurde. Zu Beginn des Mittelalters waren Töchter ebenso erbberechtigt wie Söhne; bis Ende des 17. Jahrhunderts waren sie in so gut wie allen Gegenden des christlichen Europas aus den Erblinien verschwunden. Durch das (männlich vererbte) Eigentum wurde die Vaterlinie im sozialen Leben verankert. Obgleich dieser Verwandtschaftskette die biologische Evidenz fehlte, wurde sie als Blutslinie bezeichnet. In Wirklichkeit blieb die väterliche Blutslinie eine Fiktion, ein Effekt geschriebener Dokumente. Das patrilineare »Blut« war nichts anders als rote Tinte.

Kapital und Genealogie

Als mit der Industrialisierung neue soziale Schichten nach oben strebten, sollten auch sie auf Stammbaum und Blutslinien Wert legen. Doch zugleich vollzog sich ein Wandel. Er wurde bewirkt von der Geldwirtschaft, die schon, wie oben beschrieben, bei der Entstehung der Patrilinearität Pate gestanden hatte. Diese ging einher mit der Umgestaltung von Vermögensverhältnissen. Bis etwa 1800 war Vermögen weitgehend identisch mit Grund und Boden und deren Ertrag. Doch mit der Industrialisierung verlor Grundbesitz an Bedeutung; an seine Stelle traten technische, mechanische Produktionsmittel und mit ihnen auch Aktien und Kredite. Herrenhäuser, von denen aus gewirtschaftet worden war, wurden zunehmend zu den Repräsentationsbauten eines Bürgertums, das auf dem neuen städtischen Industrie- und Finanzsektor sein Vermögen machte, aber mit einem herrschaftlichen Landsitz lange Abstammungslinien zu suggerieren suchte.

Dieses vom Kapital geprägte Vermögen änderte die Geschlechterverhältnisse: Um nicht zerstückelt zu werden, war Grundbesitz nach dem Gesetz der Primogenitur vererbt worden und ging deshalb an den ältesten (manchmal auch den jüngsten) Sohn. Kapital dagegen ließ sich teilen – und so hob der Code Napoleon das Gesetz der Primogenitur auf; die weibliche Erbberechtigung wurde wieder hergestellt. Diese Entwicklung hatte freilich eine Zunahme endogamer Ehen zur Folge: Das für die Industrieinvestitionen benötigte Kapital wurde geheiratet. Die wachsende Endogamie, auf die der Sozialhistoriker David Sabean (1990) zuerst bei

einer mikro-historischen Studie der Familien- und Verwandtschaftsverhältnisse in der süddeutschen Stadt Neckarshausen stieß, war ein Resultat der neuen ökonomischen Bedingungen. »Zum gesunden Sozialkörper gehörte, dass Kapital und Blut durch dieselben Adern floss« (Sabeian 2007, 302). Hatte einst eine lange, archivalisch bezeugte Herkunft das Blut des Adels authentifiziert, so verband nun das Geld die Familien.

Die Endogamie war nicht die einzige Folge dieser Entwicklung. In ihrer Untersuchung über den Zusammenhang »zwischen der wachsenden Nachfrage nach flexiblem Kapital und der Entwicklung von Verwandtschaftsverhältnissen« konstatiert die Historikerin Elisabeth Joris, dass die Verantwortung für den Familienzusammenhalt im Industriezeitalter zunehmend auf die Frauen überging (Joris 2007, 223). Das hing mit der Tatsache zusammen, dass Industrialisierung und Geldwirtschaft – genauer: Kredite und Aktien – auf einen hohen Vertrauensvorschuss angewiesen sind. Die dazu nötigen Netzwerke flochten die Frauen der Familien. Bevor das Geld zirkulieren konnte, zirkulierten erst einmal tausende von Briefen, die innerhalb und zwischen den Familien emotionale Bande knüpften. Während Männer an ihren Schreibtischen die Ströme des Kapitals kanalisieren, webten ihre Ehefrauen, Mütter und Schwestern jene Geflechte von Gefühlen, deren das liquide gewordene Kapital bedurfte. Beide hinterließen die Spuren ihrer Aktivitäten in Texten: Bei den Männern waren es Buchhaltung und Kreditverträge; bei den Frauen persönliche Dokumente – Tagebücher, Briefe. »Auf diese Weise waren es zunehmend die Frauen, die durch ihre Gepflogenheiten und Interpretationen Familie und Verwandtschaft konstituierten.« (Joris 2007, 246). War das Verfassen von Familienchroniken noch bis Anfang des 19. Jahrhunderts eine fast rein männliche Domäne gewesen, so wurde daraus nun ein weibliches Genre, wobei sich der Fokus immer mehr »auf die Tagesereignisse und die Familienbeziehungen verlagerte« (Joris 2007, 245). Aus der Familienchronik, die ursprünglich dazu diente, eine lange Genealogie zu bezeugen, wurde so allmählich eine »gefühlte« Familiengeschichte, die aus vielen Einzelgeschichten bestand.

So erklärt es sich, dass zum ersten Mal seit hunderten von Jahren die weibliche »Blutslinie« eine Rolle zu spielen begann. Bis dahin war das Prinzip Familie ausschließlich vom Mann und seinem »Stammbaum« vertreten worden; Frauen waren nur das notwendige Vehikel zum Erhalt dieses Stammbaums. Nun begann man, in den gefühlten Verbindungen ein Analogon zur männlichen Blutslinie zu sehen. »Es wurde möglich, das mütterliche Blut als Vermittler oder Instrument für die Herstellung von Allianzen zu betrachten, während das väterliche Prinzip als Agent für die

Weitergabe der Substanzen galt – verstanden als Replikation der Linie, Inkarnation des Vaters im Sohn, das verkörperte Selbst, unterschieden in den Personen aber substantiell dasselbe.« (Sabeau 2013, 145). Aber wie erwähnt, lag auch der weiblichen Blutlinie das Prinzip Schrift zugrunde. Nur waren diese Texte – die Briefe, später auch die von Frauen verfassten Familienromane – von Emotionen getränkte rote Tinte.

Neue biologische Erkenntnisse

Am nachhaltigsten veränderten sich die Geschlechterverhältnisse allerdings unter dem Einfluss der Zeugungsforschung. Ab dem 17. Jahrhundert hatte die Wissenschaft neue Erkenntnisse über die menschliche Fortpflanzung zutage gefördert und damit alle bisherigen Zeugungs- und Erbtheorien, die an den aristotelischen Vorstellungen über den passiven weiblichen Anteil festhielten, widerlegt. Ab etwa 1830, mit der Entdeckung des Eisprungs, wurde klar, dass an der Zeugung neuen Lebens beide Geschlechter gleichermaßen beteiligt sind. Die Begriffe ›Erbe‹ und Heredität, die zunächst dem juristischen und ökonomischen Diskurs vorbehalten blieben, nahmen nun auch eine biologische Bedeutung an: Zwar ging es zunächst um ›hereditäre Krankheiten‹, doch schon bald kam das elterliche ›Erbgut‹ ins Spiel. Das hatte zur Folge, dass einerseits die Vaterschaft in den Niederungen der Biologie (oder der Natur) landete und es andererseits keinen plausiblen Grund mehr gab, Frauen die Privilegien vorzuenthalten, die mit der ›Blutlinie‹ einhergingen. Zwar sollte es noch bis ins späte 20. Jahrhundert und die Erkenntnisse der Genetik dauern, ehe der sichere Vaterschaftsnachweis gelang, doch die Entthronung des Vaters als ›Verkörperung‹ einer eigentlich geistigen Genealogie begann schon um 1800.

Die Entwicklung des Wissens um Gene und genetische Ketten, lieferte einerseits den Beleg für die Realität leiblicher Erblinien, die nun freilich bilinear gedacht werden mussten, väterliche und mütterliche Erbteile gleichermaßen einschließend. Es entstanden ›Verwandtschaftslinien‹, die bis in die frühe Menschheitsgeschichte zurückreichten (und damit jeden aristokratischen Stammbaum in den Schatten stellten). Andererseits multiplizierten sich – dank der Reproduktionsmedizin, die sich auf der Basis einer Trennung von Sexualität und Fortpflanzung entwickelt hatte – die Möglichkeiten, Vaterschaft und Mutterschaft zu definieren: Neben den traditionellen biologischen Eltern gibt es heute Samenspende und Eizellspenderinnen; es gibt Trage- oder Leihmütter. Daneben gibt es auch

Scheinväter (die mit den Kindern, die sie juristisch anerkannt haben, nicht biologisch verwandt sind), soziale Eltern (die sich um die Kinder ihres Partners aus einer anderen Beziehung kümmern), intentionale Eltern (die ein Kind *im* Auftrag geben) usw.. Inzwischen können die Gesetzbücher mit den Neurungen kaum mehr mithalten, und der novellierte französische *Code Civil* hat deshalb die Begriffe Elternteil I und 2 eingeführt. In Kalifornien bietet das Gesetz auch die Möglichkeit, drei Personen als Eltern zuzulassen.

Manchmal finden die vielfältigen elterlichen Definitionen auch in ein und derselben Person ihren Niederschlag. Schon 2008 brachte der Transsexuelle Thomas Beatie in den USA ein Kind zur Welt. Ursprünglich eine Frau, hatte er männliche Hormone genommen und sich einen Bart wachsen lassen, zugleich aber seine weiblichen Geschlechtsorgane behalten. Mit Spermien ließ er sich befruchten und brachte als Mann ein Kind zur Welt – er betrachtete die Fähigkeit, ein Kind zu gebären, als Menschenrecht (vgl. BZ vom 5./6. Juli 2008). Seither hat es auch andernorts ähnliche Fälle gegeben.¹ Für die Zukunft stehen noch ganz andere Entwicklungen an: So ist es Forschern mittlerweile gelungen aus Hautzellen sowohl Samen- als auch Eizellen zu entwickeln (ausführlicher dazu: von Braun 2018, 456–458). Das heißt, die Phantasie steht am Horizont, dass in absehbarer Zeit ein und dieselbe Person sowohl genetischer Vater als auch genetische Mutter eines Kindes ist.

Sexualpartner, deren Geschlechtsverkehr noch vor einigen Jahrzehnten kriminalisiert wurde, können heute biologische Familien zeugen. Auf den ersten Blick erscheinen homosexuelle Paare mit leiblichen Kindern wie eine vollkommen neue Art, Verwandtschaft zu denken. Aber letztlich funktionieren sie nach ähnlichem Muster wie heterosexuelle Paare: Ihre Beziehungen beruhen auf Zuneigung und auf Vertrag, schriftlicher Vereinbarung, Gesetz, gemeinsamem Besitz, oft auch gemeinsamem Namen. Der einzige Unterschied: Homosexuelle Männer, die für ihre Fortpflanzung zwingend auf In-vitro-Fertilisation angewiesen sind, gehören heute zu den wenigen Vätern, die sich ihrer Vaterschaft sicher sein können: Es ist immer eine geplante Vaterschaft. Die patrilineare Blutslinie fand also ausgerechnet in dem Segment der Bevölkerung ihre klarste Kontinuität,

¹ Etwa in Berlin: 2013 brachte ein Neuköllner, der sich einer transsexuellen Operation von Frau zu Mann unterzogen hatte, einen Sohn zur Welt. Er wurde im Standesregister als ›Vater‹ eingetragen. Er hatte zu erreichen versucht, dass in der Geburtsurkunde des Kindes das Geschlecht nicht eingetragen wird. Dem widersetzten sich die Behörden; heute, nach der neuen Gesetzeslage, könnte er sich vermutlich durchsetzen. Vgl. Tagesspiegel, 11.9.2013.

das vorher aus den Erblinien verstoßen worden war. Tatsächlich ist es kein Zufall, dass sich die Entkriminalisierung der Homosexualität in zeitlicher Parallele zur Entwicklung der modernen Reproduktionsmedizin vollzog: Die Homosexualität war vor allem deshalb bekämpft worden, weil sie einerseits die traditionellen Regeln der Prokreativität außer Kraft setzte, andererseits aber auch die Fiktion einer männlichen ›Blutlinie‹ in Frage stellte. Seitdem die Reproduktion nicht mehr zwingend mit Sexualität verbunden ist, verschwand das Konzept ihrer ›Widernatürlichkeit‹.

Der neue Vater: das Labor

So tief diese Umwälzungen auch gehen mögen: Bei näherem Hinsehen erkennt man doch, dass in der Frage der Genealogie noch immer die alten Parameter Geist (oder Schrift) und Geld am Werke sind. Nur dass die Kulturtechniken mittlerweile nicht mehr die Leiblichkeit zu *dominieren* versuchen (wie es bei der Patrilinearität noch der Fall war), sondern ihre eigene Natur *generieren*. Der Wissenschaftsforscher Bruno Latour hat deshalb schon vor Jahrzehnten vorgeschlagen, die Trennung zwischen Natur und Gesellschaft / Kultur aufzugeben (Latour 1993, 104). Donna Haraway spricht von der »Implosion« von Natur und Kultur, von Semiotik und materiellen Substanzen (Haraway 1997, 102). Ähnlich die Soziologin Sarah Franklin, die darauf aufmerksam macht, dass der Begriff ›Reproduktion‹ aus der Manufaktur kommt und die Herstellung von Kopien bedeutet (Franklin 2013, 14). In ihrem Buch *Biological Relatives*, in dem sie auf die Folgen der In-vitro-Fertilisation eingeht – »35 Jahre nach ihrer ersten klinischen Verwendung und fünf Millionen ›miracle babies‹ später« – hält Franklin fest, dass sich nun auch die verschiedenen Ebenen der Reproduktion – sexuelle, tierische, menschliche, digitale, informationstechnische, virtuelle und mechanische Reproduktion – miteinander verbinden. Sie spricht von »Substantialisierung« und verwendet den Begriff in einem ähnlichen Sinne wie die Psychologie und Psychoanalyse den Begriff der »Somatisierung« oder die Anthropologie den Ausdruck der »Sedimentation«. Mit dem Begriff der »relativity«, der auch im Titel ihres Buches steht, bezieht sie sich erstens auf die Herstellung von *relatives* (Verwandten), zweitens auf die Beziehung zwischen Technik und Natur und drittens auf die ›Relativität‹ von deren jeweiligen Wahrheitsansprüchen. »Die neue Art von Sprössling, die durch diese Befruchtungstechniken zustande kam, substantialisierte nicht nur die Beziehung zwischen Ei und Sperma, sondern auch die zwischen Technologie und Biologie« (Franklin 2013, 1).

Für sie findet die Verschmelzung von Natur und Technik in den Reproduktionstechniken einen besonders deutlichen Ausdruck (Franklin 1997, 56).

Zur Beschreibung der sozialen Folgen dieser Entwicklung prägte der amerikanische Anthropologe Paul Rabinow 1996 den Begriff der »Bio-sozialität«. Er bezieht sich auf soziale Charakteristika, die auf der Basis genetischer Diagnosen etabliert werden. Genetisches Wissen werde in Kliniken und Laboratorien erstellt und mit Kategorien sozialer Zugehörigkeit zur »genetischen Staatsbürgerschaft« zusammengeschlossen. Eine der Auswirkungen der neuen Biotechnologien, so sagte er damals voraus, werde darin bestehen, dass die Kultur den Anschein von Natur annimmt. »Natur wird bekannt, neu gemacht durch Technik und schließlich künstlich, aber ebenso wird Kultur »natürlich« (Rabinow 1996, 99). Die Unterscheidung von Natur und Kultur werde sich endgültig erübrigen und auch die Kategorie des »Sozialen« werde obsolet. Damit nimmt die geistige Patrilinearität eine neue Gestalt an: Der »Erzeuger« ist heute das Labor.

Das Erbe der roten Tinte

Allen diesen Entwicklungen ist eines gemeinsam: Sie basieren auf menschengeschaffenen Techniken und funktionieren nach den Vorgaben der Schrift. Erstens stehen bei den modernen Reproduktionstechniken Kontrakte, Gesetze und Geldbeträge am Anfang jedes Geschäfts mit Samenspendern, Tragemüttern oder Eizellspenderinnen. Elizabeth Kane, die unter diesem Pseudonym ein Buch über ihre Erfahrungen als Leihmutter veröffentlichte, schreibt von der »Macht der Papiere über ihren Körper« (Bernard 2014, 276). Kein Samenspender, keine Eizellenspenderin oder Leihmutter, die nicht eine Fülle von Formularen ausfüllen und Verträge unterschreiben muss, bevor es zur »eigentlichen Sache«, der Biologie, kommt. Zweitens ist die moderne mit digitalen Techniken arbeitende Genetik selbst eine Art von Schriftsystem. Begriffe wie *genomic imprinting* oder *genomic editing* (»Edierung« von Genen) erzählen vom Erbe der Gutenbergpresse und hängen mit Computer und digitalen Verfahren als den Trägern der modernen Biotechnologien zusammen. Die Gene selbst werden heute nicht mehr als eine feste Substanz, sondern, wie Schriftzeichen, als Information oder als Informationsträger betrachtet (Cunningham 2009, 112). Mit den Gentechniken, so der Wissenschaftshistoriker Hans-Jörg Rheinberger, »wird das Labor, diese privilegierte Schmiede epistemischer Dinge, in den Organismus selbst verlegt und damit potentiell un-

sterblich, fängt sie doch an, mit der eigenen Schreibmaschine des Seins zu schreiben« (Rheinberger 1997, 273).

Auf die Nähe der Reproduktionstechniken zur Schrift verweist auch die Tatsache, dass US-Gerichte bei Konflikten zwischen Tragemüttern und intentionalen Eltern oft zugunsten von letzteren entscheiden – und dies auf der Basis des Copyrights. Im Sommer 1993 hatte der Supreme Court von Kalifornien über das Sorgerecht für ein Kind, das von einer Tragemutter ausgetragen worden war, zu entscheiden: der berühmte Fall »Baby M«. Im Konflikt zwischen Anna Johnson und dem Ehepaar Calvert ging es um ein Kind, das von einer Tragemutter geboren worden war. Da Crispina Calvert die Gebärmutter entfernt worden war, hatte sich ihre Kollegin Anna Johnson bereit erklärt, das Kind an ihrer Stelle auszutragen. Sie sollte dafür 10.000 Dollar erhalten. Während der Schwangerschaft war es jedoch zu Konflikten gekommen, die schließlich zum Prozess um das Sorgerecht führten. In allen drei Instanzen gaben die Gerichte den Auftragseltern Recht. Doch während die ersten beiden Gerichte mit der genetischen Herkunft des Kindes vom Ehepaar Calvert argumentierten, brachte der Supreme Court noch eine zusätzliche Überlegung ein: das Urheberrecht, auf dessen Basis den intentionalen Eltern das »geistige Eigentum« zugebilligt wurde (Supreme Court of California 1993, Johnson v. Calvert S. 10f.). Unter den Richtern des Supreme Court gab es nur eine Gegenstimme: Die Richterin Joyce Kennard wandte sich nicht gegen das Urteil selbst, weil sie der Ansicht war, dass das Kind bei den Auftragseltern besser aufgehoben sei, sondern gegen die Begründung. »Das Problem ist natürlich, dass Kinder nicht als Eigentumsobjekte zu betrachten sind. Man könne sie nicht verkaufen und auch nicht, wie etwa Musikstücke, »verwerten« (a.a.O., 27). Trotz dieses Einwands wurde das Modell des Urheberrechts zum zentralen Argument der Rechtsprechung, wenn diese den »intentionalen Eltern« die Elternschaft zuspricht (Blum 2017). Das Copyright, das zunächst auf künstlerische Werke (Schrift und Bild) angewandt, dann auf wissenschaftliche Erkenntnisse und industrielle Produkte übertragen worden war, bestimmt heute auch über biologische Verwandtschaft (Cunnigham 2009, 111). Und es verweist auf ein »Urheberrecht«, das nicht nur die »Idee« des Kindes, sondern auch das dafür geflossene Geld einschließt.

Die Geldwirtschaft greift heute tief in die Reproduktion ein. Jeremy Rifkin, Präsident der *Foundation on Economic Trends* in Washington, sieht eine Zukunft voraus, in der die Suche »nach dem gesündesten Kind, das man sich für Geld kaufen kann«, über die Forschung bestimmt. »Wer die Gene kontrolliert, kontrolliert das 21. Jahrhundert« (Löfken 2000). Eines

hat sich allerdings geändert: Legitimierte eine begüterte Verwandtschaft einst den Anspruch auf die Erbschaft von Vermögen, so rechtfertigen Vermögen heute den Anspruch auf die Produktion von gutem Nachwuchs. Wer über das nötige Geld verfügt, kann sich mehr oder weniger jeden Kinderwunsch erfüllen.

Mit der Begründung, »genetische Defekte« zu vermeiden oder zu reparieren, wurde bisher fast jede Neuerung der Reproduktionsmedizin gerechtfertigt: angefangen vom Einfrieren des Samens und der Eizellen (wo oft mit der Auswahl »guter Exemplare« argumentiert wird) über die In-vitro-Fertilisation, ICSI (Intrazytoplasmatische Spermieninjektion) bis zur Präimplantationsdiagnostik und dem Austausch von Mitochondrien. Marilyn Strathern, die als Ethnologin schon lange über die Reproduktionstechnologien forscht, fordert, die Nutzer dieser Techniken heute nicht mehr als Menschen, »denen geholfen werden muss«, sondern als »Klienten« einer Konsumindustrie zu betrachten. Erst das richte den Blick auf den entscheidenden Faktor: »Geld ist der Befähiger der befähigenden Technologien.« (Strathern 1992, 35). Die neuere genetische Forschung, die es erlaubt, in das Erbgut einzugreifen, mindert diesen Effekt nicht, sondern verstärkt ihn eher. Mit CRISPR² und anderen Methoden der Epigenetik können erbliche Krankheiten verändert werden. Befürchtet wird jedoch, dass diese Eingriffe dazu beitragen werden, *designer babies* zu erzeugen, die »größer, schlauer oder bessere Athleten sind«, wie es ein führender Wissenschaftsjournalist, Rob Stein von National Public Radio, ausdrückt: »Es gibt die Sorge, dass diese Methoden eines Tages dazu dienen werden, genetisch Vermögende und genetische Habenichtse zu erzeugen« (Center for Genetics and Society, 2.2.2017).

Man braucht gar nicht in die Zukunft zu schauen, um zu sehen, dass diese Entwicklung schon längst mitten in der Gesellschaft angekommen ist: Viele Wohlhabende sehen im hohen Einkommen die Folge einer spezifischen genetischen Veranlagung. Einer der Protagonisten dieses neuen Diskurses wurde im Januar 2017 als 45. Präsident der Vereinigten Staaten vereidigt. »Alle Menschen sind gleich. Nun, das ist nicht ganz richtig, denn einige sind schlau, andere nicht. Man muss die richtigen Gene ha-

² Die CRISPR-Methode (oder Keimbahntherapie) gehört zum *genome editing* und wurde schon vor circa 30 Jahren dem Verhalten von Bakterien abgeschaut. Bakterien wehren sich gegen das Eindringen von Viren durch ein Gegenrezept: CRISPR-Cas9. Die entwickelte Technologie besteht aus einem molekularen Scanner und Eiweiß, das die Substanz des Erbguts, die DNA, sauber schneiden kann. Diese genplastische Chirurgie lässt sich auch an den lebenden Zellen von Menschen einsetzen, mit ihrer Hilfe können auch neue Gene (oder »Buchstaben«) in das Genom eingefügt werden. Vgl. Süddeutsche Zeitung 10.12.2015.

ben. Ich glaube an die Gene. Ich bin stolz auf mein deutsches Blut. Keine Frage. Ein großartiger Stoff« (vgl. Fang und Rieger 2016). Donald Trump, der hier exemplarisch für eine verbreitete Denkweise steht, hat viele Aussagen dieser Art gemacht, und sie zeigen, dass das Paradigma des ›besseren Blutes‹, das einst die Privilegien des Adels sicherte, nun auf der Ebene der Gene verhandelt und mit hohem Einkommen gleichgesetzt wird. Über ein höheres Vermögen zu verfügen, wird mit ›angeborenen‹ Eigenschaften erklärt. Auch andere Untersuchungen zeigen, dass in den vermögenden Schichten die Vorstellung Fuß fasst, dass »soziale Unterschiede gleichsam eine naturgegebene, universelle anthropologische Konstante darstellen« (Hartmann 2013, 131). Ererbter Reichtum und genetische Erbschaft werden in Eins gesetzt. Kurz: Die Erkenntnisse von Gentechnologie und Reproduktionsmedizin werden instrumentalisiert, um das Geld zu einem Teil der physiologischen Konstitution zu erklären; zugleich wird die Unveränderbarkeit dieser Verhältnisse behauptet. Die ›Blutsbande‹ der Feudalgesellschaft beruhten auf Schriftzeugnissen und auf der vom Christentum übernommenen Blutsmetaphorik. Die ›Blutsbande‹ der Gegenwart begnügen sich mit der Metaphorik des Kapitals, das schon Hobbes in seinem *Leviathan* von 1651 mit dem Kreislauf des Bluts gleichgesetzt hatte (Hobbes 1999, 134). In beiden Fällen beruht das Konstrukt auf medialen Techniken.

Neue Verwandtschaftsverhältnisse?

Die Genetik verweist allerdings nicht nur zurück in die alte Feudalgesellschaft; sie hat auch den Effekt, die Idee der Blutslinie von ihrer (allmächtigen) metaphorischen Ebene auf die des Realen zu überführen. Einige mythische Überhöhungen, die vor allem Rassisten und Freunden der alten Geschlechterordnung am Herzen liegen, konnten so zurechtgerückt werden. So geschehen bei Craig Cobb, der 2013 verurteilt worden war, weil er in North Dakota eine rein weiße Community mit Gewalt durchzusetzen versuchte. 2017 wurde ihm in einer TV-Sendung vor laufender Kamera mitgeteilt, dass sein Erbgut zu 86 Prozent aus Europa und zu 14 Prozent aus Subsahara-Afrika stammt. Er und andere *white supremacists*, denen Ähnliches widerfuhr, wenden sich dann gern an ihren Blog *Stormfront* (der von seinen Mitgliedern eine hundertprozentig weiße Herkunft einfordert). Dort bringt man ihnen bei, den Wert genetischer Tests in Frage zu stellen. Das eigene Wissen über die Herkunft sei zuverlässiger. Der Blog schlägt ihnen den ›Spiegeltest‹ vor. »Wenn du in den Spiegel

siehst und ein Jude blickt zurück, ist das ein Problem. Wenn nicht, ist alles in Ordnung.« Oder er sagt, dass genetische Tests keine Rolle spielen, »wenn man sich dem weißen Nationalismus wirklich verpflichtet fühlt«. Insgesamt sieht sich diese online community aber inzwischen gezwungen, über die Zugehörigkeitskriterien nachzudenken und neu zu definieren, wer als »weiß« gilt (vgl. Boodman 2017).

Eine andere Konsequenz der sicheren Abstammungsnachweise ist die Tatsache, dass sich nun der Blick für die Bedeutung *sozialer* Verwandtschaftsverhältnisse öffnet. Die moderne Patchwork-Familie, in der soziale und leibliche Eltern-Kinder-Beziehungen nebeneinander stehen, ist dafür nur ein Beispiel. Sie verdankt ihre Entstehung vornehmlich dem Scheidungsrecht, das sich im Laufe des 19. Jahrhunderts allmählich durchsetzte. (Zwar war es schon mit der Französischen Revolution eingeführt worden, doch als sich herausstellte, dass erheblich mehr Frauen als Männer die Scheidung einreichten, nahm es der Code Napoleon wieder zurück). Einer der Ersten, der das Bestehen *sozialer* Verwandtschaftsdefinitionen in den modernen Gesellschaften nachwies, war der Ethnologe David Schneider. Das Erscheinungsjahr seiner Studie *American Kinship*, 1968, ist geradezu Synonym für die »sexuelle Revolution« und die Einführung der Pille. Aber das Datum markiert auch den *turning point* der Idee der Blutsverwandtschaft.

Schneider versuchte das »kulturelle System« zu verstehen, nach dem in den modernen Industriegesellschaften »natürliche« Verwandtschafts- und Sexualverhältnisse gedacht und gefühlt werden. Seine Gesprächspartner – die Interviews umfassen sechstausend Seiten – repräsentierten eine Bevölkerung, die der Mittelklasse von Chicago angehörte und unterschiedliche ethnische, nationale oder religiöse Zugehörigkeiten umfasste: katholisch, protestantisch, jüdisch, angelsächsisch, deutsch, polnisch, böhmisch, irisch, griechisch oder italienisch. Für diese Amerikaner, so Schneider, basiert die Familie auf den »Fakten der Natur« (Schneider 1980, 33). Verwandtschaft werde »biogenetisch« gedacht (Schneider 1980, 23), wobei diese »Biologie« – wir sind im 20. Jahrhundert – Vater und Mutter gleichermaßen einschloss. Doch ein Gutteil dieser »Natur«, so konstatierte Schneider, basierte auch auf einem *sozialen* Verständnis von Verwandtschaft. Denn der Begriff »Familie« wurde von den Befragten ausschließlich auf Personen angewandt, die zusammenleben: die also eine Haus-, Nahrungs- oder Verantwortungsgemeinschaft bildeten.

Tatsächlich bezeichneten das englische Wort für Verwandte, »relatives« (von »relation«, Beziehung)³ und der deutsche Begriff »Verwandtschaft« zunächst soziale Bindungen, bevor sie auf leibliche Verwandtschaft eingeengt wurden: Das mittelhochdeutsche Wort »verwant« hatte ursprünglich die Bedeutung »sich einander zuwenden«, »gegenseitig miteinander verkehren« (Kluge 1989, 764. Heute scheint sich diese Bedeutung wieder durchzusetzen: Bei Schneiders Blutsverwandten entscheidet die *soziale* Beziehung darüber, ob eine Person auch ein »Verwandter« ist (Schneider 1980, 112). Das wird deutlich bei der Verwendung des Wortes »entfernt« (*distant*): Es kann sich sowohl auf den Grad der Blutsverwandtschaft als auch auf die geographische Entfernung beziehen (diese Menschen wohnen so weit weg, dass ich keine Beziehung mit ihnen aufrechterhalten kann); ebenso kann die Zugehörigkeit zu einer anderen Klasse gemeint sein (mit denen haben wir nichts zu tun, weil sie einer anderen sozialen Schicht angehören). Schneider spricht in diesem Zusammenhang von einem *double talk*, der dem Nebeneinander von »leiblicher« und »geistiger« Verwandtschaft geschuldet sei. Wenn Amerikaner einerseits »ganz explizit sagen, dass Verwandte Personen sind, mit denen man durch Blut oder Ehe verbunden ist«, sie bei der Beschreibung der konkreten Personen aber andererseits darauf bestehen, »dass die Aufrechterhaltung einer sozialen Beziehung die entscheidende Frage ist« (Schneider 1980, 72), so kann man wohl von einer Überlagerung der beiden Formen von Verwandtschaft ausgehen. Der »double talk« stellt den Versuch dar, beiden Kategorien gerecht zu werden.

Wie es aussieht, werden in Zukunft zwei Verwandtschaftsdefinitionen nebeneinander stehen: Die eine ist geprägt von der Genetik. Dass deren Wissen nachweisbar ist, schützt sie freilich nicht vor Missbrauch und Wunschdenken. Die andere untersteht dem Gesetz der sozialen Kommunikation und rückt die Möglichkeiten kultureller, sozialer Bindungen stärker in den Vordergrund. Diese Definition war immer schon vorhanden, nur von der Idee der Blutsverwandtschaft verdrängt worden. Nun tritt sie wieder deutlicher hervor. Implizit liegt dieser Definition die Erkenntnis zugrunde, dass jeder Körper – gerade der geschlechtliche – durch kulturelle und soziale Faktoren geformt wird.

³ Das englische Wort »relative« leitet sich von lat. *relativus* (in Bezug zu) ab. Seine heutige Bedeutung von »Person aus derselben Familie« ist zum ersten Mal um 1650 verzeichnet.

Literatur

- Aristoteles (1959): *Über die Zeugung der Geschöpfe*. Paderborn.
- Aristoteles (1991): *Die Nikomachische Ethik*. München.
- Aristoteles, Politik, (1879/1992): *Politik*. Griechisch und Deutsch, herausgegeben von Franz Susemihl, Erster Theil: Text und Übersetzung, Leipzig. Faksimile-Ausgabe in der von Bertram Schefold herausgegebenen Edition *„Klassiker der Nationalökonomie“*, Düsseldorf.
- Berliner Zeitung (2008): Transsexueller Thomas Beatie hat in den USA ein Kind zur Welt gebracht, 5.6.2008.
- Bernard, Andreas (2014): *Kinder machen. Neue Reproduktionstechnologien und die Ordnung der Familie. Samenspender, Leihmütter, Künstliche Befruchtung*. Frankfurt a.M.
- Blum, Lesley (2017): Landmark Fertility Cases. In: ABC News, Washington 28. August 2017.
- Boodmann, Eric (2017): White nationalists are flocking to genetic ancestry tests. Some don't like what they find. Statnews.com 16.08.2017.
- Braun, Christina von (1994): *Böses Blut. Mythen und Wirkungsgeschichte der Syphilis*, Film (WDR).
- Braun, Christina von (2018): *Blutsbande. Verwandtschaft als Kulturgeschichte*, Berlin.
- Cunningham, Hilary (2009): Genes, Mobility and the Enclosures of Capital. Contesting Ancestry and Its Application in Iceland. In: Bamford, Sandra/Leach, James (Hrsg.): *Kinship and Beyond. The Genealogical Model Reconsidered*, New York/Oxford, 111–137.
- Fang, Marina and Rieger, J.M. (2016): This May Be The Most Horrible Thing That Donald Trump Believes. And it just may be the master key to unlocking how he thinks. Video vom 28.09.2016 auf Huffingtonpost.de.
- Franklin, Sarah (1997): *Embodied Progress. A Cultural Account of Assisted Conception*. London.
- Franklin, Sarah (2013): *Biological Relatives: IVF, Stem Cells, and the Future of Kinship*. London/Durham.
- Haraway, Donna (1997): *Modest_Witness@Second_Millennium.FemaleMan©_Meets_OncoMouse. Feminism and Technoscience*. New York.
- Hartmann, Michael (2013): *Soziale Ungleichheit. Kein Thema für die Eliten?* Frankfurt a.M.
- Hutter, Michael, (1998): Signum non olet. Grundzüge einer Zeichentheorie des Geldes. In: Schelkle, Waltraud/Nitsch, Manfred (Hrsg.): *Rätsel Geld. Annäherungen aus ökonomischer, soziologischer und historischer Sicht*. Marburg, 325–352.
- Joris, Elisabeth (2007): Kinship and Gender. Property, Enterprise, and Politics. In: Sabeian, David W./Teuscher, Matthieu/Jon, David (Hrsg.): *Kinship in Europe. Approaches to long term development (1300–1900)*. London, 231–257.
- Kantorowicz, Ernst H. (1990): *Die zwei Körper des Königs. Eine Studie zur politischen Theologie des Mittelalters*. München.
- Kluge, Friedrich (1989): *Etymologisches Wörterbuch der deutschen Sprache*. Berlin/New York.
- Landes, David (2006): *Die Macht der Familie. Wirtschaftsdynastien in der Weltgeschichte*. München.

- Latour, Bruno (1993): *We Have Never Been Modern*. London.
- Lévi-Strauss, Claude (1958): *Strukturelle Anthropologie*. Frankfurt a. M.
- Löfken, Jan Oliver (2000): Das Ende der Vielfalt: »Am Schluss suchen wir nach dem gesündesten Kind, das man für Geld kaufen kann.« – Trendforscher Rifkin warnt: Wer die Gene kontrolliert, der kontrolliert das 21. Jahrhundert. In: *Die Welt*, 27.06.2000.
- Rabinow, Paul (1966): Artificiality and enlightenment: From sociobiology to biosociality. In: *Essays on the Anthropology of Reason*. Princeton, 91–111.
- Rheinberger, Hans Jörg (1999): Alles, was überhaupt zu einer Inskription führen kann, In: Raulff, Ulrich / Smith, Gary (Hrsg.): *Wissensbilder. Strategien der Überlieferung*, Berlin, 265–278.
- Sabean, David Warren (1990): Property, Production, and Family in Neckarshausen, 1770–1870. In: ders. (Hrsg.): *Kinship in Neckarshausen 1770–1870*. Cambridge Mass 1998.
- Sabean, David Warren (2013): Descent and Alliance: Cultural Meanings of Blood in the Baroque. In: Johnson, Christopher H. / Jussen, Bernhard / Sabean, David Warren / Teuscher, Simon (Hrsg.): *Blood and Kinship*, New York / Oxford.
- Sabean, David Warren (2007): Kinship and Class Dynamics in Nineteenth-Century Europe. In: ders. / Teuscher, Simon / Matthieu, Jon (Hrsg.): *Kinship in Europe. Approaches to Long-Term Development (1300–1900)*, London, 301–313.
- Schneider, David M. (1980): *American Kinship*. 2. überarbeitete Auflage, Chicago.
- Sissa, Giulia (1989): Subtle Bodies. In: Feher, Michael / Naddaff, Ramona / Tazi, Nadia (Hrsg.): *Fragments for a History of the Human Body*. New York, Bd. 3, 133–156.
- Strathern, Marilyn (1992): *Reproducing the Future. Essays on Anthropology, Kinship and the New Reproductive Technologies*. New York.
- Supreme Court of California vom 20. Mai 1993, *Johnson v. Calvert*: <http://faculty.law.miami.edu/zfenton/documents/Johnsonv.Calvert.pdf>.